

Bezugspreis:
Rheinland: 12 Fr. 1/2, 1. 1/2, 2. 1/2, 3. 1/2, 4. 1/2, 5. 1/2, 6. 1/2, 7. 1/2, 8. 1/2, 9. 1/2, 10. 1/2, 11. 1/2, 12. 1/2, 13. 1/2, 14. 1/2, 15. 1/2, 16. 1/2, 17. 1/2, 18. 1/2, 19. 1/2, 20. 1/2, 21. 1/2, 22. 1/2, 23. 1/2, 24. 1/2, 25. 1/2, 26. 1/2, 27. 1/2, 28. 1/2, 29. 1/2, 30. 1/2, 31. 1/2, 32. 1/2, 33. 1/2, 34. 1/2, 35. 1/2, 36. 1/2, 37. 1/2, 38. 1/2, 39. 1/2, 40. 1/2, 41. 1/2, 42. 1/2, 43. 1/2, 44. 1/2, 45. 1/2, 46. 1/2, 47. 1/2, 48. 1/2, 49. 1/2, 50. 1/2, 51. 1/2, 52. 1/2, 53. 1/2, 54. 1/2, 55. 1/2, 56. 1/2, 57. 1/2, 58. 1/2, 59. 1/2, 60. 1/2, 61. 1/2, 62. 1/2, 63. 1/2, 64. 1/2, 65. 1/2, 66. 1/2, 67. 1/2, 68. 1/2, 69. 1/2, 70. 1/2, 71. 1/2, 72. 1/2, 73. 1/2, 74. 1/2, 75. 1/2, 76. 1/2, 77. 1/2, 78. 1/2, 79. 1/2, 80. 1/2, 81. 1/2, 82. 1/2, 83. 1/2, 84. 1/2, 85. 1/2, 86. 1/2, 87. 1/2, 88. 1/2, 89. 1/2, 90. 1/2, 91. 1/2, 92. 1/2, 93. 1/2, 94. 1/2, 95. 1/2, 96. 1/2, 97. 1/2, 98. 1/2, 99. 1/2, 100. 1/2

Anzeigenpreis:
Rheinland: Die einpaltige Colonne 15 Rappen
Deutschland: Die einpaltige Colonne 20 Rappen
Schweiz und übriges Ausland: 1 Palt. Zeile 20 R.
— Reklamen das Doppelte. —

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Rheinfelden und Umgebung

Erscheint jeden Mittwoch und jeden Samstag in Mels (St. St. Gallen)

Nur für Rheinfelden:
Wöchentliche Gratisbeilage: Schweizer. Marktzeitung
Monatliche Gratisbeilage: Schweizer. Bauernzeitung

Konsequenzen nehmen entgegen: Sämtliche Postbureau Rheinfeldens und der Schweiz, die Zeitungsbekanntmachungen, die Redaktion und die Verwaltung (Postfach) Vaduz, die Buchdruckerei A. G. in Mels. — Inserate nehmen die Verwaltung, die Redaktion, die Zeitungsbekanntmachungen und die Buchdruckerei entgegen — Einlieferungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftlichen Anfragen Frankomarkte belegen. — Verantwortlich: Verwaltung der „Oberrheinische Nachrichten“ und des „Rheinfelder Unterländer“ in Vaduz — Druck und Expedition: Sarganser. Buchdruckerei A. G. Mels (Telefon 65)

Rheinfelder Katholikentag.

(Fortsetzung der Rede des Bischofs.)

Der Bischof führte weiter aus: Er werde nicht einmal sagen, wo seines Erachtens Erfindung und staatsmännisches Wissen Besseres in der Verfassung zustande hätte bringen können! Wo aber Rechte des Bischofs in Frage kommen, da hat der Bischof nicht vor Gott und der Welt gegen Bestimmungen, welche die Kirche verletzen, seine Stimme zu erheben. Vorerst wolle er die bestehende Frage stellen: Ist es nicht Mangel an Takt und Schulbiger Rücksicht (!), wenn man in einem katholischen Lande sich entscheidet, einseitig die kirchenrechtlichen Artikel zu entwerfen und durchzubringen, ohne die zuständige bischöfliche Behörde zu befragen? Das ist unchristlich und wiederholt vom kirchlichen Lehramte verurteilt worden. (Syllabus Pius IX.) Wer dieser Ansichtung theoretisch oder praktisch huldbig, wissend oder unwissend, sei von den Verlehrern des Liberalismus oder Idealismus angefränktelt. In freisinnigen Hochschulen werde das schlechteste Gift der religiösen Gleichgültigkeit eingepflanzt. Der Ungläubigen gelte eine herrliche Postrophe von Dr. De-curius, die Redner verliest.

Den halbapostolischen Katholiken, welche dem Nationalismus mehr als der Kirche dienen, habe Kardinal Herzogwiler in seinem Buche über Staat und Kirche ein schönes Wort gestiftet. Wer von Religionsgleichheit spreche, der halte alle Religionen gleich schlecht. Was den Zustand der kirchenrechtlichen Paragraphen betrifft, enthalte besonders § 16 der neuen Verfassung zwei Wendungen, welche mit dem kirchlichen Rechtsbuche und dem Syllabus Pius IX. mit dem besten Willen nicht in Einklang gebracht werden können. Die oberste Leitung des Erziehungswesens kann nach katholischer Lehre niemals dem Staate zugesprochen werden, weil Christus zu den Aposteln seiner Kirche das entscheidende Wort gesprochen hat, nicht zum Staat. Einen andern Standpunkt in dieser Frage einzunehmen, sei für Katholiken einfach unmöglich. Redner erinnert an die flammenden Protestworte der bayerischen Bischöfe anlässlich der neuen Reichsverfassung, wo sie sagten: Elternrecht bricht Schulrecht, Gewissensrecht bricht Staatsrecht. Doch darüber wolle er nicht weiter reden!

In Ergänzung, daß einer besser sein könne als sein Ruf, das heißt die praktische Ausübung besser sein könne, als der Wortlaut, jodann in Voraussetzung andererseits, daß weder das brave katholische Volk von Rheinfelden, noch sein erlauchter frommer Fürst, noch der Wortlaut der Sanktion je dulden werde, daß ein Recht abgeleitet werde zur Verletzung des göttlichen Rechts der Kirche und natürlichen Rechts der Eltern auf Erziehung und Unter-richt ihrer Kinder, und daß das Land Rheinfelden Ruhe braucht, sehe er von einer Neme-

dur jener Bestimmung ab. Nachdem er seine beschworene Pflicht der Verwahrung getan habe, wolle er der Erde sein, welcher dem schönen Land Rheinfelden unter der neuen Verfassung Gottes glücklicher Segen und die Früchte des hl. Geistes wünsche. (Wenig Beifall.)

Präsident Dr. Gieseler führte in seiner sehr schön und gehaltvoll gehaltenen Rede u. a. folgendes aus: Er wolle sich an die Jugend des Landes wenden, sie sei des Lebens und des Landes Frühling. Nur den Frühling des Lebens könne man selber gestalten. Seine Worte wolle er nur einige Aufmunterung der katholischen Jugend sein.

Die Jugend solle vor allem treu dem Glauben und der Kirche bleiben. Der Ungläubige sei eben nicht was der gläubige Katholik, er kenne die höchsten Pflichten gegen Gott nicht. Wenn der Ungläubige auch noch seine sittlichen Pflichten gegen den Nächsten erfülle, so erfülle er sie mangels richtiger Beweggründe unvollständig. Der Dichter Dante sage treffend: Auch die natürlichen Tugenden sind unvollkommen, wenn sie nicht bestrahlt sind von den göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Wenn auch der Ungläubige den Mitmenschen gegenüber seine sittlichen Pflichten erfülle, tue er es nur unter dem Einfluß der Vergangenheit. Warum sollte ein folgerichtiger Ungläubiger seine sittlichen Pflichten erfüllen? Er wäre ein Narr, wenn er es täte. Wenn die Menschheit in ihrer Gesamtheit den Glauben verlore, wäre sie ein Nado. — Über der Sozialist erwidere durchaus nicht. Nach der Sozialdemokratie stammen die Verbrechen aus der schlechten, miserablen sozialen Einrichtung. Schafft tabellose soziale Zustände und ihr werdet tabellose Menschen haben. Die so reden, stecken in einem Irrtum, der in weiter freidenkerischen Kreisen verbreitet ist. Sie sagen, der Mensch sei von Natur aus gut und werde nur schlecht durch die äußeren Zustände. Das sei der Nektar!

Wichtiger als alle irdischen Güter sei die Erziehung zur Ewigkeit. Licht uns besser werden und gleich wird es besser sein. Weil der Sozialismus eine innere Umkehr nicht kenne, weil er die bekämpfte und verhöfne, deshalb sei er undristlich.

Christus habe eine neue Welt nicht mit sozialistischen Mitteln geschaffen. Er aima auf Golgatha und ließ sich kreuzigen. Die Opfer der Selbsthingebung müßten auch heute noch den Hauptschlüssel zum Glück der menschlichen Gesellschaft sein. Aber man wende ein, wenn man schon Religion haben soll, dann solle es die eigene persönliche sein. Das sei ein weiteres Schlagwort. Schon der alte Plato habe gesagt, wenn er sich einen Mantel machen lassen wolle, gehe er selbstverständlich zum gelehrten Schneider. Und da wolle sich heute jeder die Lebensweisheit selber schaffen und iage, das Herz läge nicht und lasse einen die rechte Religion schon finden. Das gleiche einem geklaekten Worte in

der Schweiz: Es gibt zweierlei Schnaps, Bundeschnaps und besserer!

Europa möge zur Kirche und Christus zurückkehren.

(Schluß folgt.)

—:~:—

Bellagsmandat

der hochw. schweizerischen Bischöfe.

Das Privateigentum ist vom göttlichen Oberherrn der ganzen Schöpfung als unantastbar erklärt worden im siebenten Gebote, und wie keiner durch unredliche Mittel sich Eigentum verschaffen darf, so darf auch niemand auf unerlaubte Weise fremdes Besitztum an sich bringen. Der gewalttätige Kommunismus, wie er von manchen erträumt und die schrankenlose Sozialisierung, wie sie von manchen vorge schlagen wird, können vor dem siebenten Gebote Gottes nicht bestehen.

Andererseits haben die Reichen die strenge Pflicht, von ihrem Ueberflusse an die Dürftigen abzugeben und sie sollen das aus freien Stücken tun, nicht erst durch gezielte Maßnahmen gezwungen. „Den Reichen dieser Welt gebiete“, schreibt der hl. Paulus an den Bischof Timotheus, „nicht hochmütig zu sein, noch auf das Ungewisse des Reichtums zu vertrauen, sondern Gutes zu tun, reich zu werden an guten Werken, freigebig zu sein und mitzuteilen.“ und wie eigens für unsere Tage berechnet schreibt der hl. Augustinus: „Schau nach, wie viel dir Gott gegeben hat und behalte davon, was du selber brauchst. Was dann noch überflüssig vor dir liegt, das biete freudig der Not. Der Ueberflus der Reichen gehört der Not der Armen.“ Vor harten Herzen und verdickten Händen muß warnen, was im Buche Sirach steht: „Wende deine Augen von dem Dürftigen nicht ab wegen des Fortes... denn wenn er dir mit erbittertem Herzen flucht, so wird seine Verwünschung erhört.“ Es gibt auch solche, welche der Ansicht sind, Anwohner ertracacenznehmen entfere einen Menschen, und welche aus diesem Grunde eine zwangsweise Ausgleichung des Besitzes organisieren wollen. Dem Geiste des Christentums, das die Armen als bevorzugte Glieder Christi betrachtet, entspricht diese Auffassung nicht, und in der privaten Wohlfährigkeit liegt mehr Herz und übernatürliches Verdienst, als in einer relementarisch vor sich gehender Unterstützungsmaßnahme.

Mit allem Nachdruck müssen wir auch die Pflicht der eifrigen, anhaltenden Arbeit in Erinnerung bringen, besonders jenen Kreisen, die da meinen, mit einer Verkürzung der Arbeitszeit werde die soziale Krisis beseitigt. Das Gegenteil ist eingetroffen. Eine ganze Reihe von Beschäftigungsarten hätten eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht nötig gehabt, und da sie trotzdem erfolgte, hat sie die Teuerung eher gesteigert statt vermindert und die gegenwärtige Arbeitslosigkeit mitverursacht. Am allerwenig-

sten wird die wirtschaftliche Not durch jene Gewaltmittel überwunden, welche revolutionär erregte Arbeitermassen in verschiedenen Staaten gebrauchten, die aber erwieklenermaßen das allgemeine Elend nur vermehrten. Was der Gegenwart bitter, nötig ist, das sind pflicht-treue, unverdrossene, genügsame und mit übernatürlichem Mute ausgestattete Arbeiter in allen Berufsarten. „Dasse auch die beschwerliche Arbeit nicht.“ heißt es im Alten Testament und im Neuen Bunde schreibt der Völkerapfostel: „Wir bitten euch, Brüder, ... behtrebet euch ruhig zu sein ... mit euren Händen zu arbeiten ... und ehrbar zu wandeln.“

III.

„Alles, was in der Welt ist.“ schießt der hl. Johannes, „ist Stoffart des Lebens.“ Darunter ist die stolze Unbottmäßigkeit zu verstehen, das hartnäckige Bestreben, überall den eigenen Willen geltend zu machen, sogar gegen den Willen Gottes und die Vorschriften seiner rechtmäßigen Stellvertreter.

Diese Stoffart des Lebens, die die Auflehnung gegen die Autorität war die Sünde der Stammeltern, und darum wurzelt diese schlimme Neigung besonders zähe im menschlichen Herzen. Sie offenbart sich und bevingt den Menschen in jeglicher Sünde, weil jede Sünde eine Mißachtung Gottes und eine Uebertretung seines Willens ist. Welches Unheil, Geliebte im Herrn, diese Neigung in Eurem eigenen Leben bisher angerichtet hat, zeigt Euch die lange Reihe der Schritte gegen die göttlichen und kirchlichen Gebote, und noch immer füllt Ihr Euch zu neuen Sünden angetrieben.

Die große Zeitfunde der Gegenwart ist nun aber eine geradezu systematische Leugnung jeder Autorität und Verweigerung jeder Unterwerfung, die einem nicht behagt. Schon Kinder sprechen den Eltern grundjährlich das Recht des Befehls ab, und die Erziehung wird unmöglich, der häusliche Friede zerfällt. Schüler verweigern den Lehrern kategorisch den Gehorsam und die Disziplin des Unterrichtes ist dahin. Arbeitergruppen organisieren sich, nehmen dem Arbeitgeber die Leitung des Betriebes aus der Hand, und die Produktion leidet. die wirtschaftliche Lage wird apbannet. Untertanen empören sich gegen die Obrigkeit; solche, die eben noch Hammer und Säge geführt, besteigen die Sitze der Staatslenker, und ganze Völker werden dem Ruin ausgeliefert. Und sogar vor dem ewigen, lebendigen Gotte hat man in diesem Hoffartswahn nicht Halt gemacht; man hat in öffentlicher Versammlung ihn als abgeschafft erklärt und als Huldbianna vor dem Fürsten der Hölle ein Gebet an den Satan vorgetragen. Ist es da zu verwundern, geliebte Diözesanen, daß immer mehr solcher Autoritätsgegner ihr Leben hinter Kerkermauern zubringen oder durch Selbstmord enden? Ist es da zu verwundern, daß aus der früheren stiftentlichen Ordnung ein schmachvolles Durch-

Feuilleton

Eine dunkle Tat

Original-Roman von Karl Braunsfeld.

„Er erhielt vielleicht einen Verweis, mehr aber nicht. Bleibt ihm nicht immer noch der Weg offen, die ganze Schuld auf Ihren Polizeidiener zu werfen? — Er hatte gestern Abend und heute morgen mit Dornbergs Vater, wie ich zufällig erfuhr, lange Unterredungen; er geleitete dann Dornbergs Schwester selbst zu ihm, man mag dies für Artigkeit halten; ich sage inbessen, wenn ich einen Sohn hätte, der als Mörder verhaftet ist, so würde ich alles aufbieten, würde kein Mittel scheuen, um ihm zur Flucht zu verhelfen, und ich glaube, Dornbergs Vater wird nicht anders denken. Er ist reich und auf einige tausend Taler braucht er nicht zu sehen!“

„Nein, nein!“ rief der Bürgermeister, der diesen Gedanken nicht zu erfassen vermochte. „Das ist nicht möglich! Sie wissen, ich liebe Degen nicht; allein er hat den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes! Es kann nicht sein!“

„Würde er den Ruf verlieren, wenn ihm niemand etwas beweisen kann? Oder glauben Sie, daß Dornberg darüber sprechen und damit sich selbst der Bestechung anlagen werde? Ich teile Ihnen diese Vermutung mit, weil ich ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen hege und weiß, daß Sie nicht sprechen werden. Ueberlegen Sie alles in Ruhe und genau, dann werden Sie es nicht mehr für so unmöglich halten. Weshalb wurde Degen denn so erregt, als ich ihn fragte, ob er Dornberg für unschuldig halte? Wäre es seine wirkliche Ueberzeugung, so hätte er es offen und ruhig eingestehen können.“

Der Bürgermeister fühlte sich außerstande, sich so schnell in diese Idee hineinzuleben; er zweifelte noch. Tschoner ließ ihm inbessen nicht Zeit, seine Bedenken ruhig zu erwägen.

„Kommen Sie, kommen Sie.“ rief er, seinen Arm erfassend. „Wir wollen zur Gesellschaft zurückkehren, welche uns vermissen wird. Verraten Sie nichts von unserm Gespräch mit Degen, denken Sie nicht mehr daran, denn das Glück dieses Tages will ich mir durch nichts trüben lassen; morgen haben wir Zeit genug, darüber zu sprechen — heute wollen wir lustig sein! Was würde Elvira sagen, wenn Sie

auf Ihrer Stirn eine düstere Falte erblickte! Kommen Sie!“

Er zog ihn fast gewaltsam mit sich und verstand es, ihn bald wieder in eine heitere Stimmung zu versetzen.

Die Gesellschaft kehrte erst am Abend zurück und alle, welche teilgenommen hatten, stimmten darin überein, daß dieser Nachmittag mit zu den heitersten zählte. Tschoner hatte es verstanden, gegen alle lebenswürdig zu sein, er hatte deshalb auch alle für sich gewonnen.

Degen kehrte noch später heim. Er hatte den einsamen Spaziergang benutzt, um seine Gedanken zu sammeln und seinen ganzen Scharfsinn anzustrengen. Er war nicht mehr ruhig. Immer und immer wieder drängte sich in seine Gedanken Herthas Bild und rief ihm zu: „Nette meinen Bruder, er ist unschuldig!“ Er wollte ihn retten, allein er konnte dies nur, wenn er den wirklichen Mörder Buschmanns entdeckte. Bis jetzt konnte er noch keine nähere Spur finden. Um nichts zu veräumen, hatte er bereits Schritte getan, um Buschmanns Neffen nachzorschen zu lassen, er versprach sich jedoch keinen Erfolg davon. Der Mörder befand sich nach seiner Ueberzeugung noch in Kreuznach. Es mußte ein schlauer,

höchst gewandter Mann sein, das verriet die Art und Weise, wie er den auf Dornberg ruhenden Verdacht durch die Briefstasche zu verstärken bemüht gewesen war.

In Degen's Kopf war allerdings ein neuer Verdacht aufgetaucht, er hatte denselben anfangs zurückgewiesen; da er sich ihm aber immer und immer wieder aufdrängte, so hielt er ihn fest und war entschlossen, nach der neuen Seite hin mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu beobachten. Er mußte diese Beobachtungen allein und ganz im Geheimen anstellen, denn weder dem Bürgermeister noch den Polizeidienern wagte er seine Vermutung anzuvertrauen. Sie konnten ihm bei ihrer geringen Erfahrung ohnehin wenig nützen. Er dachte daran, zu seiner Unterstützung einen tüchtigen Polizeibeamten aus der Hauptstadt kommen zu lassen, allein auch diesen Gedanken gab er wieder auf; denn er ganz allein wollte den Schuldigen entdecken.

Tage waren vergangen. Des jungen Dornbergs Zustand hatte sich wenig gebessert und gab der Hoffnung einen kleinen Raum. Selbst der Arzt vermochte nur wenig zu sagen, es kam auf die Kräfte an und wer vermochte zu bestimmen, wie sie verlaufen